

*Bei Droemer Knaur sind bereits
folgende Bücher der Autorin erschienen:*

No & ich

Ich hatte vergessen, dass ich verwundbar bin

Über die Autorin:

Delphine de Vigan wurde 1966 in Paris geboren, wo sie heute noch mit ihren zwei Kindern lebt. Sie arbeitet tagsüber für ein soziologisches Forschungsinstitut und schreibt nachts, wenn alle schlafen, ihre Romane. Ihr dritter Roman, »No & ich«, wurde in elf Sprachen übersetzt und vielfach ausgezeichnet (u. a. 2008 mit dem Prix des Libraires und dem Prix Rotary International). Auch »Ich hatte vergessen, dass ich verwundbar bin« war für den Prix Goncourt nominiert.

Delphine de Vigan
DAS LÄCHELN
MEINER MUTTER

Aus dem Französischen von
Doris Heinemann

DROEMER 

Die französische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Rien ne s'oppose à la nuit« bei éditions Jean-Claude Lattès.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2014

Droemer Taschenbuch

© 2011 éditions Jean-Claude Lattès

© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe bei Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Frédéric Pierret

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30412-9

Für Margot

Einmal hatte das Schwarz beim Malen die gesamte Oberfläche der Leinwand eingenommen, ohne Formen, Kontraste oder Transparenzen.

In diesem Extrem sah ich in gewisser Weise die Negation von Schwarz.

Die unterschiedlichen Texturen reflektierten das Licht mehr oder weniger schwach, und aus dem Dunkel leuchtete eine Helligkeit, ein piktorales Licht, dessen besondere emotionale Kraft meinen Wunsch zu malen beflügelte.

Mein Werkzeug war nicht mehr das Schwarz, sondern dieses geheime, aus dem Schwarz kommende Licht.

Pierre Soulages

ERSTER TEIL

Meine Mutter war blau, blassblau mit Aschetönen, die Hände seltsamerweise dunkler als das Gesicht, als ich sie an jenem Januarmorgen in ihrer Wohnung fand. Die Beugen ihrer Fingerknöchel sahen aus, als seien sie voller Tintenflecken.

Meine Mutter war schon seit mehreren Tagen tot.

Ich weiß nicht, wie viele Sekunden oder sogar Minuten ich brauchte, um es zu begreifen, dabei war die Situation eindeutig (meine Mutter lag auf dem Bett und reagierte nicht auf meine Fragen und Bitten), es dauerte eine lange unbeholfene, fiebrige Zeit, bis der Schrei aus meiner Lunge brach wie nach einem minutenlangen Atemstillstand. Noch heute, zwei Jahre danach, ist mir rätselhaft, durch welchen Mechanismus sich mein Hirn derart lange weigern konnte, die Leiche meiner Mutter wahrzunehmen, vor allem ihren Geruch.

Wieso brauchte es derart viel Zeit, um die Information anzunehmen, die da vor ihm lag? Das ist nicht die einzige Frage, die ihr Tod bei mir hinterlassen hat.

Vier oder fünf Wochen später nahm ich in einem Zustand ausgeprägter Nichtansprechbarkeit den Prix des Libraires entgegen, für einen Roman, in dem neben anderen Figuren auch eine Mutter vorkommt, die sich ganz von der Welt und in sich selbst zurückgezogen hat und doch nach jahrelangem Schweigen zum Gebrauch der Wörter zurückfindet.

Meiner Mutter hatte ich dieses Buch vor seinem Erscheinen gegeben, vermutlich voller Stolz darauf, einen weiteren

Roman abgeschlossen zu haben, aber auch in dem Bewusstsein, dass ich, wenn auch mittelbar durch die Fiktion, das Messer in der Wunde herumdrehte.

Weder an den Ort der Preisverleihung noch an die Zeremonie habe ich die geringste Erinnerung. Ich glaube, ich hatte den Schrecken noch nicht überwunden, doch ich lächelte. Einige Jahre zuvor hatte ich dem Vater meiner Kinder, der mir vorwarf, ich sei immer auf der *Flucht nach vorn* (er meinte damit meine nervtötende Angewohnheit, unter allen Umständen Haltung zu bewahren), pompös erwidert, ich sei *im Leben*.

Auch bei dem Abendessen zu meinen Ehren lächelte ich, immer nur darauf bedacht, mich erst im Stehen und dann im Sitzen aufrecht zu halten und nicht plötzlich über meinem Teller zusammenzubrechen, in einer Kopfsprungbewegung ähnlich der Bewegung, mit der ich als Zwölfjährige einmal mit dem Kopf voran in ein leeres Schwimmbassin gesprungen war.

Ich erinnere mich noch an das Physische, fast Athletische dieses angestregten Durchhaltens, mit dem ich ohnehin niemanden täuschen konnte. Es erschien mir besser, den Kummer zusammenzuhalten, ihn zu verschnüren, zu ersticken, zum Schweigen zu bringen, bis ich endlich allein sein würde, statt mich dem zu ergeben, was nur ein langes Brüllen oder, schlimmer noch, ein Röcheln werden konnte und mich ganz sicher zu Boden gestreckt hätte. In den Monaten zuvor hatten sich die Ereignisse, die mich etwas angingen, ganz außergewöhnlich überschlagen, das Leben legte die Latte wieder einmal zu hoch. Daher schien mir, es bleibe einem für die Dauer des Sturzes nichts anderes übrig, als Haltung zu bewahren beziehungsweise den Dingen ins Auge zu sehen (oder es notfalls vorzutäuschen).

Eben deshalb weiß ich schon lange, dass man sich besser aufrecht hält, statt zu liegen, und dass man auch nicht nach unten schauen sollte.

In den Monaten danach schrieb ich ein anderes Buch, für das ich mehrere Monate lang Notizen gemacht hatte. Jetzt, aus der Distanz, weiß ich nicht, wie das möglich war, vielleicht weil es sonst nichts gab, sobald meine Kinder zur Schule aufgebrochen waren und rings um mich Leere herrschte, nichts als diesen Stuhl vor dem eingeschalteten Computer, ich meine, keinen anderen Ort, an den ich mich setzen, an dem ich mich hätte niederlassen können. Nach elf Jahren im selben Unternehmen – und einem Kräftemessen, das mich bis zum Äußersten erschöpft hatte – war ich gerade entlassen worden, ich spürte, dass mir davon gewissermaßen schwindelig geworden war, und als ich Lucile in ihrer Wohnung fand, so blau und so reglos, da verwandelte sich das Schwindelgefühl in Grauen und das Grauen in Nebel.

Ich habe jeden Tag geschrieben, und nur ich weiß, wie sehr dieses Buch, das nichts mit meiner Mutter zu tun hat, dennoch von ihrem Tod und von der Stimmung, die er bei mir hinterlassen hat, geprägt ist. Und dann erschien das Buch, ohne meine Mutter, die auf meinem Anrufbeantworter, wie sonst immer, die witzigsten Kommentare zu meinen Leistungen vor der Fernsehkamera hinterlassen hätte.

Eines Abends im selben Winter kamen mein Sohn und ich von einem Zahnarztbesuch zurück und gingen nebeneinander auf dem schmalen Bürgersteig der Rue de la Folie-Méricourt. Und da fragte er mich ohne jede Vorwarnung

und ohne dass irgendetwas im vorangegangenen Gespräch ihn auf diese Frage hätte bringen können:

»Großmutter ... hat sie sich gewissermaßen umgebracht?«

Noch heute verstört mich diese Frage, wenn ich daran denke, nicht des Inhalts, sondern der Form wegen, dieses *gewissermaßen* aus dem Mund eines Neunjährigen, eine Rücksichtnahme auf mich, eine Art, das Terrain zu sondieren, behutsam und auf Zehenspitzen. Doch vielleicht war es für ihn auch eine echte Frage: War Luciles Tod in Anbetracht der Umstände als Suizid zu betrachten?

An dem Tag, als ich meine Mutter in ihrer Wohnung fand, konnte ich meine Kinder nicht abholen. Sie blieben bei ihrem Vater. Am nächsten Tag teilte ich ihnen den Tod ihrer Großmutter mit, ich glaube, ich sagte etwas wie: »Großmutter ist tot«, und, als Antwort auf ihre Fragen: »Sie hat beschlossen einzuschlafen.« (Dabei habe ich doch Françoise Dolto gelesen.) Einige Wochen darauf rief mich mein Sohn zur Ordnung: Man musste die Dinge beim Namen nennen. Großmutter hatte sich umgebracht, ja, sie war freiwillig hingsgegangen, sie hatte bewusst den Löffel abgegeben, den Bankrott erklärt, sie hatte gesagt: Stopp, aus, basta, terminado, und sie hatte gute Gründe, so weit gegangen zu sein.

Ich weiß nicht mehr, wann mir der Gedanke kam, *über* meine Mutter zu schreiben, *um sie herum* oder *von ihr aus*, doch ich weiß, wie sehr ich den Gedanken ablehnte, ihn möglichst lange auf Abstand hielt und mir dabei die Liste der unzähligen Autoren vor Augen führte, die im Laufe der Jahrhunderte bis in die jüngste Gegenwart über ihre Mutter geschrieben hatten, um mir zu beweisen, wie vermint das Gelände war und wie abgegriffen das Thema. Ich ver-

scheuchte die Sätze, die am frühen Morgen oder am Rande einer Erinnerung aufstiegen, lauter Anfänge von allen möglichen Romanen unterschiedlichster Form, deren erstes Wort ich nicht hören wollte, ich stellte die Liste der Hindernisse auf, die sich mir ganz sicher in den Weg stellen würden, und die der unwägbaren Gefahren, die ich einging, wenn ich eine solche Baustelle aufmachte.

Meine Mutter war ein zu weites, zu dunkles, zu verzweifeltes Feld: Kurzum, es war zu halsbrecherisch.

Ich überließ es meiner Schwester, Luciles Briefe, Papiere und Texte zu holen und sie in einen besonderen Koffer zu packen, den sie bald in ihren Keller bringen würde.

Ich hatte weder den nötigen Platz noch die nötige Kraft.

Und dann lernte ich, an Lucile zu denken, ohne dass mir der Atem stockte: an die Art, wie sie ging, den Oberkörper nach vorn geneigt und die Umhängetasche an die Hüfte gepresst, wie sie die Zigarette fest eingeklemmt zwischen den Fingern hielt, wie sie mit gesenktem Kopf in die Metro drängte, an das Zittern ihrer Hände, an ihren präzisen Wortgebrauch, an ihr kurzes Lachen, über das sie selbst überrascht zu sein schien, an die Veränderungen ihrer Stimme durch ein Gefühl, von dem auf ihrem Gesicht manchmal keine Spur zu entdecken war.

Ich dachte, dass ich nichts vergessen durfte von ihrem trockenen, eigenwilligen Humor und ihrem einzigartigen Einfallsreichtum.

Ich dachte daran, dass Lucile sich nacheinander verliebte in Marcello Mastroianni («Davon bitte ein halbes Dutzend«, pflegte sie zu präzisieren), Joshka Schidlow (einen Theaterkritiker von *Télérama*, den sie zwar nie gesehen hatte, dessen Schreibstil und Intelligenz sie jedoch rühmte), einen

Geschäftsmann mit dem Vornamen Édouard, dessen wahre Identität wir nie herausfinden konnten, und in Graham, einen echten Clochard des 14. Arrondissements, Geiger, wenn ihm danach war, und schließlich Mordopfer. Ich spreche nicht von den Männern, die ihr Leben *wirklich* geteilt haben. Ich dachte daran, dass meine Mutter eines Abends in einer entlegenen Vorstadt gemeinsam mit Claude Monet und Immanuel Kant einen Hühnertopf gegessen hatte, danach mit dem Vorortzug heimgefahren war und jahrelang keine Schecks mehr ausstellen durfte, weil sie ihr Geld auf der Straße verteilt hatte. Ich dachte daran, dass meine Mutter das Informatiksystem ihrer Firma sowie die gesamten Pariser Verkehrsbetriebe kontrolliert und auf Kneipentischen getanzt hat.

Ich weiß nicht mehr, wann genau ich kapitulierte, vielleicht an dem Tag, an dem ich verstand, wie sehr das Schreiben, mein Schreiben, mit ihr verknüpft ist, mit ihren Fiktionen, ihren Momenten des Wahnsinns, in denen ihr das Leben so schwer geworden war, dass sie ihm entfliehen musste, in denen ihr Schmerz sich nur noch durch die Fabel ausdrücken konnte.

Also bat ich ihre Geschwister, mir von ihr zu erzählen, über sie zu sprechen. Ich habe sie aufgenommen, sie und die anderen, die Lucile gekannt haben und diese vergnügte, vernichtete Familie, die wir bilden. Ich habe auf meinem Computer Stunden numerischer Worte gespeichert, Stunden, die schwer sind von Erinnerungen, Verstummen, Tränen und Seufzern, Lachen und vertraulichen Mitteilungen.

Ich bat meine Schwester, die Briefe, die Texte, die Zeichnungen wieder aus ihrem Keller zu holen, ich suchte,

wühlte, kratzte, grub und exhumierte. Ich verbrachte Stunden damit, zu lesen und noch einmal zu lesen, Filme und Fotos anzusehen, ich stellte immer wieder dieselben und noch viele andere Fragen.

Und dann habe ich, wie Dutzende von Autoren vor mir, versucht, meine Mutter zu beschreiben.

Seit mehr als einer Stunde beobachtete Lucile ihre Brüder, wie sie in einem immer wieder unterbrochenen Ballett, das zu verfolgen ihr schwerfiel, vom Boden auf den Stein, vom Stein auf den Baum und vom Baum auf den Boden sprangen. Jetzt versammelten sie sich um etwas, das sie für ein Insekt hielt, aber nicht sehen konnte, und gleich kamen auch die Schwestern angerannt und versuchten aufgeregt, sich in die Mitte der Gruppe zu drängen. Beim Anblick des Tierchens kreischten die Mädchen, *als schnitte man ihnen die Kehle durch*, dachte Lucile, so schrill kreischten sie, vor allem Lisbeth, die aufgeregt herumhopste, während Justine Lucile mit ihrer durchdringendsten Stimme zurief, sie solle sofort gucken kommen. Lucile, die Beine so übereinandergeschlagen, dass ihr Kleid aus hellem Seidenkrepp nicht verknittern konnte, und die Söckchen tadellos glatt über die Knöchel gezogen, war absolut nicht geneigt, sich von der Stelle zu bewegen. Von ihrer Bank aus verfolgte sie jede Sekunde der Szene, die sich vor ihr abspielte, doch um nichts in der Welt hätte sie den Abstand zwischen sich und ihren Geschwistern verringert, zu denen sich inzwischen, von den Schreien angelockt, weitere Kinder gesellt hatten. Jeden Donnerstag schickte ihre Mutter Liane ihre gesamte Brut, ohne jede Ausnahme, in den kleinen Park, wo die Älteren die Jüngeren beaufsichtigen sollten, und zwar mit der strikten Anweisung, dort mindestens zwei Stunden zu bleiben. Die Geschwisterschar verließ also unter großem Getöse die Wohnung in der Rue de Maubeuge, lief die fünf Treppen hinab, überquerte erst die Rue Lamartine, dann die Rue de Rochechouart, um

schließlich triumphierend und unter allgemeinem Aufsehen die kleine Grünfläche zu betreten. Es war unmöglich, diese im Alter jeweils nur wenige Monate voneinander entfernten Kinder nicht zu bemerken, ihr ins Weißliche spielendes Blond, ihre hellen Augen und ihre lärmenden Spiele. Unterdessen legte sich Liane auf das nächstbeste Bett und fiel für zwei Stunden in bleiernem Schlaf, um sich von der langen Reihe der Schwangerschaften zu erholen, von den Geburten, dem Stillen, den von Weinen und Alpträumen zerhackten Nächten, den Waschtrögen und vollen Windeln und von den unerbittlich wiederkehrenden Mahlzeiten.

Lucile setzte sich immer auf dieselbe Bank, die ein wenig abseits, doch immer noch in strategisch günstiger Nähe zu den Schaukeln und Trapezen stand und einen idealen Gesamtüberblick bot. Manchmal war sie bereit, mit den anderen zu spielen, manchmal blieb sie auf dieser Bank, *um im Kopf zu sortieren*, wie sie sagte, aber sie sagte nie, was genau, und zeigte nur manchmal vage in die Umgebung. Lucile *sortierte* das Geschrei, das Lachen, das Weinen, das Kommen und Gehen, den ständigen Lärm und die ständige Bewegung, in der sie lebte. Wie auch immer, Liane war wieder schwanger, bald wären sie zu siebt, danach wahrscheinlich zu acht oder zu noch mehr. Manchmal fragte sich Lucile, ob die Fruchtbarkeit ihrer Mutter eine Grenze hatte, ob sich ihr Bauch immer weiter so füllen und leeren und rosige, glatthäutige Babys produzieren konnte, die Liane mit ihrem Lachen und ihren Küssen überschüttete. Doch vielleicht unterlagen Frauen einer bestimmten Höchstkinderzahl, die Liane bald erreicht haben würde, so dass ihr Körper schließlich nicht mehr besetzt wäre. Mit in der Luft hängenden Füßen saß Lucile exakt mitten auf der Bank

und dachte an das Baby, das im November zur Welt kommen sollte. Ein schwarzes Baby. Denn jeden Abend, bevor sie in dem Mädchenschlafzimmer, in dem schon drei Betten standen, einschlief, erträumte sich Lucile eine vollkommen und unabänderlich schwarze kleine Schwester, pummelig und glänzend wie eine Blutwurst, an die sich ihre Geschwister nicht heranwagen würden, eine kleine Schwester, deren Weinen niemand verstünde, die unablässig brüllen würde und die ihre Eltern schließlich ihr, Lucile, überlassen würden. Sie nähme das Baby dann unter ihre Fittiche und mit in ihr Bett, und obwohl sie doch Puppen hasste, wäre sie die Einzige, die mit dem Kind zurechtkäme. Das schwarze Baby würde Max heißen, wie der Mann von Madame Estoquet, ihrer Lehrerin, der Fernfahrer war. Das schwarze Baby würde ganz und gar ihr gehören, es würde ihr unter allen Umständen gehorchen und sie beschützen.

Justines Geschrei riss Lucile aus ihren Gedanken. Milo hatte das Insekt angezündet, in weniger als einer Sekunde war es verbrannt. Justine, deren kleiner Körper von Schluchzen geschüttelt wurde, flüchtete sich zwischen Luciles Beine und legte ihr den Kopf in den Schoß. Während Lucile ihrer Schwester über das Haar streichelte, bemerkte sie den grünen Rotz, der in einem Faden auf ihr Kleid lief. Nicht heute. Mit einer energischen Bewegung hob sie Justines Kopf hoch und befahl ihr, sich die Nase zu putzen. Die Kleine wollte ihr die Leiche zeigen, und Lucile stand schließlich auf. Es waren nur noch ein wenig Asche und ein Stückchen verschrumpelter Panzer von dem Tier übrig. Lucile schob mit dem Fuß Sand darüber, dann hob sie das Bein an, spuckte sich in die Hand und rieb die Sandale

sauber. Danach holte sie ein Taschentuch heraus, wischte Justines Tränen weg und putzte ihr noch einmal die Nase, um ihr Gesicht dann in beide Hände zu nehmen und sie lautstark zu küssen, so wie Liane immer küsste, die Lippen fest auf die Wangenrundung gedrückt.

Justine, deren Windel sich gelöst hatte, lief zu den anderen zurück. Die hatten sich bereits in ein neues Spiel gestürzt und umstanden jetzt Barthélémy, der laut Anweisungen gab. Lucile setzte sich wieder auf ihre Bank. Sie sah, wie ihre Geschwister auseinanderliefen und dann zu einer dichten Traube zusammenkamen, um danach wieder auseinanderzurennen. Sie hatte das Gefühl, eine Krake oder eine Qualle zu beobachten, oder, bei genauerer Überlegung, ein schleimiges vielköpfiges Tier, das es nicht gab. An diesem vielgestaltigen Wesen, das sie nicht zu benennen wusste – obwohl sie sicher war, zu ihm zu gehören, wie jeder einzelne, selbst ein abgetrennter, Ring zu einem Wurm gehört –, war etwas, das sie ganz überdeckte, das sie unter sich begrub.

Lucile war immer die Schweigsamste von allen gewesen. Und wenn Barthélémy oder Lisbeth an die Tür der Toilette klopfen, in die sie sich geflüchtet hatte, um zu lesen oder um dem Lärm zu entkommen, befahl sie mit fester Stimme, die alles weitere Drängen unterband: Ruhe.

Luciles Mutter tauchte am Eingang der Anlage auf; mit erhobenem Arm, leuchtend und schön stand sie auf dem Sandweg. Auf unerklärliche Weise fing Liane das Licht ein. Vielleicht lag es daran, dass ihr Haar so hell war und ihr Lächeln so strahlend. Vielleicht auch an ihrem Vertrauen zum Leben, ihrer Art, alles zu setzen, nichts zurückzuhalten. Die Kinder rannten auf sie zu, Milo warf sich ihr in die

Arme und klammerte sich an ihre Kleider. Liane brach in Lachen aus, »Meine kleinen Könige«, sagte sie mehrmals mit ihrer singenden Stimme.

Sie kam, um Lucile abzuholen und zum Fotostudio zu begleiten. Diese Ankündigung wurde mit Begeisterungs-, aber auch Protestschreien aufgenommen – dabei stand der Fototermin schon seit mehreren Tagen fest –, einem lauten Getöse, in dem es Liane jedoch gelang, Lucile für ihr sauber gebliebenes Kleid zu loben und ihrer ältesten Tochter noch einige Anweisungen zu geben. Lisbeth sollte die vier Kleinen baden, die Kartoffeln aufsetzen und den Vater erwarten.

Lucile griff nach der Hand ihrer Mutter, und sie gingen Richtung Metro. Lucile war seit einigen Monaten Fotomodell. Sie hatte schon die Kollektionen von *Virginie* und von *L'Empereur* vorgeführt, zwei hochwertigen Kinderbekleidungs-Marken, und für mehrere Werbungen sowie die Modeseiten verschiedener Zeitungen posiert. Im Jahr vorher hatte Liane Lisbeth im Vertrauen gesagt, das Weihnachtessen und sämtliche Geschenke seien aus dem Erlös der Fotoserien in *Marie-Claire* und *Mon Tricot* bezahlt worden, in denen Lucile der Star gewesen war. Auch ihre Geschwister machten hin und wieder Werbefotos, doch Lucile war von allen die Gefragteste. Lucile mochte das Fotografiertwerden. Einige Monate zuvor waren an den Metrowänden riesige Fotos zu sehen gewesen: ihr Gesicht in Großaufnahme, aus der Stirn gekämmtes Haar, roter Pulli, hochgereckter Daumen und dazu der Slogan: »Intexa ist klasse!« Gleichzeitig waren an alle Kinder ihrer Klasse und alle Schulen in Paris Löschblätter verteilt worden, auf denen Luciles Gesicht zu sehen war.

Lucile liebte das Fotografiertwerden, doch was sie mehr als alles andere liebte, war die Zeit mit ihrer Mutter. Die Hin- und Rückfahrt mit der Metro, das Warten zwischen den Aufnahmen, das Schoko-Croissant, das sie danach in der ersten Bäckerei am Wege kauften – diese gestohlene Zeit, die nur ihr gewidmet war und in der keines der anderen Kinder Anspruch auf Lianes Hand erheben konnte.

Lucile wusste, dass es diese Momente nicht mehr lange geben würde, denn Liane meinte, nach den nächsten Sommerferien sei Lisbeth alt genug, um Lucile zu den Terminen zu begleiten, oder Lucile könne dann sogar allein gehen.

Lucile hatte das erste Kleidungsstück angezogen, ein tailliertes Kleid mit schmalen weißen und blauen Streifen, unter dessen Saum ein mehrere Zentimeter breiter weißer Volant hervorlugte. Wenn sie sich drehte, öffnete sich das Kleid wie eine Blume und ließ ihre Knie sehen. Die Friseurin hatte ihr das Haar sorgfältig gekämmt und seitlich mit einer großen herzförmigen Spange zusammengekommen. Lucile betrachtete die schwarzen Lacksandalen, die sie gerade angezogen hatte, sie strahlten in vollkommenem kratzerlosem Glanz, Sandalen, wie sie sie selbst gern hätte und um die ihre Schwestern sie heiß beneiden würden. Mit ein wenig Glück würde sie sie behalten dürfen. Für das erste Foto sollte Lucile sitzen und einen kleinen Vogelkäfig auf dem Schoß halten. Nachdem sich Lucile in Pose gesetzt hatte, breitete die Assistentin den Volant rings um sie aus. Lucile konnte den Blick nicht vom Käfiginsassen lösen.

»Wie lange ist er schon tot?«, fragte sie.

Der Fotograf, der mit seinen Einstellungen beschäftigt war,

schien sie nicht gehört zu haben. Lucile sah sich um, sie war entschlossen, den Blick eines Menschen aufzufangen, der ihr Auskunft geben konnte. Ein etwa zwanzig Jahre alter Praktikant trat auf sie zu.

»Sicher schon sehr lange.«

»Wie lange?«

»Ich weiß nicht, vielleicht ein, zwei Jahre ...«

»Ist er in dieser Haltung gestorben?«

»Nein, nicht unbedingt. Der Mann, der sich darum kümmert, überlegt sich auch die Pose für ihn.«

»Der Mann, der ihn ausstopft?«

»Ja, genau.«

»Was tut er rein?«

»Stroh, glaube ich, und wahrscheinlich auch noch andere Sachen.«

Der Fotograf bat um Stille, er wollte anfangen. Doch Lucile betrachtete den Vogel immer noch, jetzt von unten, sie suchte nach einer Öffnung.

»Wie bekommt man die Sachen rein?«

Liane befahl Lucile, still zu sein.

Den Anweisungen der Stylistin entsprechend zog Lucile anschließend einen Skianzug aus Wollstrick an (sie posierte mit Skistöcken vor einem hellen Hintergrund aus dickem Papier), einen Tennisdress, dessen weißes Faltenröckchen jede ihrer Freundinnen in Entzücken versetzt hätte, und schließlich einen Badeanzug, der aus einem Oberteil, einem hochgeschnittenen Höschen und einer Badekappe aus dickem Plastik bestand, die Lucile albern fand. Doch Luciles Schönheit war durch nichts zu beeinträchtigen. Wo immer sie war, zog Lucile Blicke und Bewunderung auf

sich. Man rühmte ihre ebenmäßigen Züge, ihre langen Wimpern, ihre Augen, die zwischen Grün und Blau changierten und dazwischen jede metallische Nuance widerspiegeln konnten, ihr schüchternes oder ungezwungenes Lächeln und ihr ach so helles Haar. Diese Aufmerksamkeit war Lucile lange unangenehm gewesen, wie irgendetwas Klebriges an ihrem Körper, doch mit sieben Jahren zog Lucile die Mauern eines Refugiums um sich, eines Territoriums, das nur ihr gehörte und in das weder der Lärm noch die Blicke der anderen drangen.

Die Aufnahmen liefen in konzentriertem Schweigen ab, nur unterbrochen von der Veränderung der Kulisse und der Beleuchtung.

Lucile ging vom Umkleideraum auf das Podest und vom Podest in den Umkleideraum, sie nahm eine bestimmte Haltung ein, ahmte eine Bewegung nach, wiederholte dieselben Gesten zehn-, zwanzigmal ohne das geringste Zeichen von Ermüdung oder Ungeduld. Lucile war brav, vorbildlich brav.

Als der Fototermin beendet war und sie sich umzog, bot die Stylistin Liane eine für den Herbst geplante neue Fotoserie für *Jardin des Modes* an. Liane nahm an.

»Und der Kleine, der einmal mit Lucile mitgekommen ist und ein wenig jünger ist als sie?«

»Antonin? Er ist gerade sechs geworden.«

»Er ist ihr sehr ähnlich, oder?«

»Ja, das wird oft behauptet.«

»Dann bringen Sie ihn bitte mit, wir machen eine Serie mit den beiden.«

In der Metro nahm Lucile die Hand ihrer Mutter und ließ sie während der ganzen Fahrt nicht los.

Als sie ins Zimmer traten, war der Tisch schon gedeckt. Luciles Vater, Georges, war gerade nach Hause gekommen und las die Zeitung. Die Kinder erschienen auf einen Schlag, Lisbeth, Barthélémy, Antonin, Milo und Justine, alle im gleichen Frotteeschlafanzug, den Liane zu Beginn des Winters im Sonderangebot und in sechsfacher Ausführung erstanden hatte, und in den gleichen Luxus pantoffeln mit dreifach gepolsterter Sohle, die ihnen Doktor Baramian geschenkt hatte. Einige Monate zuvor hatte Doktor Baramian, völlig erschöpft von dem Lärm, der während seiner Sprechstunden aus dem Stockwerk über ihm drang, und im festen Glauben, Lianes und Georges' Kinder trügen zu Hause Holzschuhe, seine Sekretärin hinaufgeschickt, um sich nach den Schuhgrößen zu erkundigen. Dann ließ er jedem Einzelnen umgehend ein Paar Pantoffeln zukommen. Dabei hatte sich ungeachtet der allgemeinen Aufregung erwiesen, dass Milo, der sich äußerst behende auf seinem Nachtopf fortbewegte – Topf, Beinchen, Topf, Beinchen –, der Lauteste von allen war. Liane war von der Freundlichkeit des Arztes so gerührt, dass sie ihren Sohn zu entschärfen versuchte, indem sie ihn mitsamt seinem Töpfchen auf eine Kommode setzte. Milo brach sich das Schlüsselbein, und der Radau ging weiter.

Liane schickte Lucile unter die Dusche, während die anderen sich an den Tisch setzten.

Neuerdings verzichtete Liane darauf, ihre Kinder vor dem Abendessen beten zu lassen. Barthélémys dumme Witze – er wiederholte das Gebet seiner Mutter mit einer Stimme

aus dem Off, die jeden Abend mit einem »Gegrüßet scheidst du, Maria« begann und allgemeine Heiterkeit auslöste – hatten den Sieg über ihre Geduld davongetragen.

Sie waren gerade mit der Suppe fertig, als Lucile barfuß und mit feuchtem Haar an den Tisch kam.

»Na, meine Schöne, du hast dich also fotografieren lassen?« Georges sah seine Tochter mit einem Blick an, in dem etwas wie Staunen lag. Lucile hatte etwas Dunkles, das ihm selbst glich. Schon seit frühester Kindheit weckte Lucile seine Neugier. Ihre Art, sich abzusondern, sich zurückzuziehen, mit Worten zu geizen, nur halb auf dem Stuhl zu sitzen, als erwarte sie noch jemanden, diese Art, wie er manchmal dachte, sich nichts zu vergeben. Doch er wusste, dass Lucile nichts entging, kein Ton, kein Bild. Sie fing alles auf. Sog es in sich auf. Wie seine übrigen Kinder wollte auch Lucile ihm gefallen, lauerte sie auf sein Lächeln, seine Zustimmung, sein Lob. Wie die anderen wartete sie auf das Heimkommen des Vaters und erzählte ihm manchmal, wenn Liane sie dazu ermunterte, was sie am Tag erlebt hatte. Doch Lucile war stärker mit ihm verbunden als alle anderen.

Und Georges, fasziniert, wie er war, konnte den Blick nicht von ihr wenden.

Jahre später würde Liane von dieser Anziehung erzählen, die Lucile auf die Leute ausübte, von dieser Mischung aus Schönheit und Ferne, von ihrer Art, gedankenverloren den Blicken standzuhalten.

Jahre später, als Lucile selbst schon gestorben war, lange bevor sie eine alte Dame hätte werden können, würde man in ihren Sachen die Werbebilder eines natürlichen, fröhlichen kleinen Mädchens finden.

Jahre später, beim Ausräumen von Luciles Wohnung, würde man in einer Schublade einen ganzen Film mit Fotos vom Leichnam ihres Vaters finden, den sie selbst aus allen Winkeln fotografiert hatte, in seinem Anzug, der beige oder ocker war, in der Farbe von Erbrochenem.